

3. Theoretische Grundierungen

Wie in Kapitel eins einleitend skizziert, zeichnet sich das Thema trans* Elternschaft durch multiple rechtliche, medizinische und soziopolitische Verhandlungen aus. Dabei lassen sich bedeutende Veränderungen ausmachen, wie beispielsweise in der zunehmenden rechtlichen Anerkennung von trans* und nichtbinären Personen und deren Familien. Andererseits scheinen normative Anordnungen von Geschlecht eine besondere ›Hartnäckigkeit‹ zu haben, sobald es um Elternschaft geht. Mit dem Forschungsinteresse daran, wie manche Formen von Elternschaft als denk- und lebbar konfiguriert werden, während andere erschwert oder gar verhindert werden, nimmt diese Forschung Elternwerdensprozesse jenseits cisnormativer Modelle in den Blick – ein Anliegen, das eine analytische Suchbewegung erforderlich macht, welche die (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens in ihrer Komplexität einzuholen vermag.

In diesem Kapitel führe ich meine theoretische Perspektive aus. Dabei stelle ich in 3.1 zunächst Repronormativität als ein Konzept vor, das ich heranziehe, um normative Verweisungszusammenhänge zwischen Körper, Geschlecht und Elternwerden zu erforschen. Daran anschließend wende ich mich in 3.2 der neomaterialistischen Perspektivierung zu, die mein analytisches Interesse an der Komplexität und Soziomaterialität von Praktiken des Elternwerdens inspiriert. Nach einer Einbettung in die theoretische Strömung des New Materialism skizziere ich Karen Barads Perspektive des ›agentiellen Realismus‹ sowie die dafür zentrale Konzeptualisierung von ›apparatförmigen Grenzziehungspraktiken‹, die meine analytischen Suchbewegungen in dieser Forschung inspirieren. Schließlich führe ich in 3.3 die obigen Theoretisierungen in Hinblick auf mein Forschungsanliegen zusammen.

3.1 Repronormativität

Das Konzept der Repronormativität zielt darauf, Normkonstruktionen und damit einhergehende gesellschaftliche Ein- und Ausschlüsse in Hinblick auf Reproduktion und Elternschaft zu analysieren. Repronormativität schließt damit an das queertheoretische Konzept der Heteronormativität an und stellt ein machtanalytisches Tool dar, um Prozesse der Naturalisierung von Heterosexualität und binärer Zweigeschlechtlichkeit sowie deren gesellschaftliche Wirksamkeit in Hinblick auf Elternschaft, Elternwerden und Reproduktivität zu untersuchen. Mit dem Bezug zum Konzept der Heteronormativität lässt sich Repronormativität in das Feld der Queer Theory einordnen und ist zudem durch theoretische Ansätze aus dem Poststrukturalismus sowie durch feministische, rassismuskritische und intersektionale Theorien geprägt, die hegemoniale gesellschaftliche Differenz- und Normalitätsordnungen und damit verbundene Macht- und Herrschaftsverhältnisse hinterfragen und analysieren. Stritzke und Scaramuzza definieren beziehungsweise auf Nina Degeles Definition von Heteronormativität ihr Verständnis von Repronormativität als

»[...] complex reciprocity of social institutions, thought structures, modes of perception, practices, and manners of life that govern and give preference to binary gendered heterosexual procreation. It is based on the unconsciously internalized assumption that mankind [sic, J.S.] is binary gendered and may only reproduce itself through heterosexual procreative intercourse.« (Stritzke/Scaramuzza 2016: 146)

Im repronormativen Sinne wird, wie Stritzke und Scaramuzza im obigen Zitat herausstellen, die heterosexuelle und binär-geschlechtlich gedachte Fortpflanzung als selbstverständlich und ›natürlich‹ vorausgesetzt. Damit einher geht die Naturalisierung von normativen Vorstellungen von Familie und Elternschaft, die gesellschaftliche Institutionen, Denkweisen, Ordnungen und Praktiken auf tiefgreifende Weise prägen (ebd.: 143). Bezugnehmend auf Heteronormativitätsanalysen spielt für die Konzeptualisierung jener Naturalisierungsweisen das theoretische Moment der Unsichtbarmachung der heterosexuellen und zweigeschlechtlichen Norm durch die Konstruktion eines konstitutiven Außers eine zentrale Rolle (vgl. 2.1). Begehrensstrukturen, Familienkonstellationen und reproduktive Praktiken, die von der naturalisierten heterosexuellen, paarförmigen und cisgeschlechtlichen Norm abweichen,

werden als ›Andere‹ markiert, während das hetero- bzw. repronormative Modell im Sinne einer vermeintlich unanfechtbaren ›Natur‹ unmarkiert bleibt und als Norm stabilisiert wird. Ein zentrales Moment zur Herstellung repronormativer Ordnungen ist demnach die Dynamik des ›Othering‹ (Hill Collins 2009: 77–79), durch das bestimmte Individuen, Beziehungsformen, sowie Eltern- und Kinship-Konstellationen über ihre Hervorhebung und Anders-Behandlung verbesondert und damit zu ›Anderen‹ gemacht werden. Repronormative Ideale stellen dabei die unmarkierte Folie bereit, von der ausgehend Reproduktivität, Familie und Kinship gesellschaftlich gerahmt wird. Mit dem Konzept der Repronormativität kommt also in den Blick, wie ganz bestimmte reproduktive Praktiken und Modelle von Elternschaft und Familie privilegiert werden und Anerkennung finden – und andere nicht (Karaian 2013; Stoll 2021a: 151; Stritzke/Scaramuzza 2016; Weissman 2017). Im repronormativen Sinne gilt dabei das Ideal heteronormativer, genetischer Elternschaft als die »wertvollste und einzig ›natürliche‹ Form von Elternschaft« (Nieder et al. 2022: 89), welches sich etwa daran zeigt, dass Adoptionspraktiken zwar anerkannt werden, gleichzeitig die genetischen Eltern aber unter Umständen als die ›eigentlichen‹ angesehen werden (ebd.).¹ Wissenschaftler_innen haben mit Bezug auf das Konzept der Repronormativität herausgestellt, wie gesellschaftlich wirksame ›common sense‹-Framings in Bezug auf Reproduktion, Elternschaft und Familie die normative Vorstellung des sich fortpflanzenden, cis-heterosexuellen Paares und daran anschließend die Norm der heterosexuellen Kleinfamilie prägen (Love 2022: 44; Nieder et al. 2022: 89). Entsprechend scheint der Bezug auf die ›klassische‹ Konstellation der Kernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und Kind(ern) trotz gesellschaftlicher Pluralisierungen und Neuaushandlungen dessen, was Familie ist und wie Verwandtschaft hergestellt werden kann, als allgegenwärtig (vgl. Fitz-Klausner et al. 2021). Ein zentrales Moment der Naturalisierung genetischer Elternschaft ist dabei die Koppelung fortpflanzungsbezogener Aspekte an binäre Vorstellungen von Geschlecht und Elternschaft. Franke

1 Gleichzeitig ›braucht‹ Heteronormativität nicht immer genetische Elternschaft, etwa wenn in einer cis-zweigeschlechtlichen heterosexuellen Ehe der Ehepartner automatisch der rechtliche Vater eines Kindes ist, auch wenn er nicht der genetische ist. Daran zeigt sich, wie Elternschaft einerseits mit genetischer Elternschaft verkoppelt wird, andererseits aber auch im Namen der Aufrechterhaltung von Cis-Heteronormativität *entkoppelt*, wie Marlyn Strathern beispielsweise durch das Konzept der ›recombinant families« konzeptualisiert (Strathern 2005: 22ff.).

und Weissman führen dies u.a. anhand ihrer kritischen Betrachtungen der »Maternalisierung« (Franke 2001: 187; Weissman 2017: 281) weiblich gelesener Subjekte aus, also der gesellschaftlichen Norm, die »Frausein« automatisch mit »Muttersein« gleichsetzt.² Dieser Gleichsetzung liegt die »normative Kopplung von spezifischen Verkörperungsweisen an spezifisch vergeschlechtlichte biologische Vorgänge und spezifische, binäre Vorstellungen von Geschlecht« zugrunde (Stoll 2021a: 151). Körperliche Aspekte, die medizinisch wie im Alltagsverständnis als zentral für die Fähigkeit, sich fortzupflanzen gelten, wie Uteri, Ovarien, Hoden sowie Ei- und Samenzellen, werden an ein binär gedachtes Geschlecht geknüpft und damit geschlechtlich kodiert (vgl. Martin 1991; Stritzke/Scaramuzza 2016). So sind Repronormativität, Cisnormativität und ein dyadisches Verständnis von Geschlecht eng miteinander verstrickt, worauf die zutiefst verbreitete Annahme, dass Frauen (und nur Frauen) gebären und zu Müttern werden und Männer (und nur Männer) zeugen und zu Vätern werden, verweist (Stritzke/Scaramuzza 2016: 143). Daran anschließend gelten normative Vorstellungen von Reproduktion als eine »letzte Bastion«, wenn es darum geht, den Unterschied »zwischen sogenannten Frauen und Männern zu biologisieren« (Baltes-Löhr 2023: 145) und damit Geschlecht als binär zu naturalisieren. Franke und Weissman stellen anschließend an die Arbeiten feministischer und heteronormativitätskritischer Theoretiker_innen die Kodierung von Biologie bzw. körperlichen Fähigkeiten als vermeintlich naturhaften »Anker« für das Geschlecht eines Menschen als eine diskursive und machtförmige Zuweisungspraxis heraus (Franke 2001; Weissman 2017). So geht Katherine Franke, die als Begründerin des Konzepts der Repronormativität zitiert wird, darauf ein, wie trotz gesellschaftlicher Pluralisierungen von Familie und zunehmender Akzeptanz von queeren Lebensweisen,

»[...] somehow reproduction continues to be regarded as more inevitable and natural than heterosexuality. That is to say, repronormativity remains in the closet even while heteronormativity has stepped more into the light of the theoretical and political day« (Franke 2001: 185).

-
- 2 Daran anschließend verstehe ich den von Alyosxa Tudor und Lann Hornscheidt entwickelten Begriff der »ReproGenderung« als den Prozess, durch den u.a. »Frausierte grundsätzlich und nahezu durchgängig als (potentielle) Mütter« konstruiert und normative Vorstellungen von Elternschaft und Verwandtschaft eingeschrieben und biologisiert werden (AG Einleitung 2011: 29–30).

Jene Naturalisierung von Vorstellungen rund um Reproduktivität haben Wissenschaftler_innen mit Bezug auf das Konzept der Repronormativität hinsichtlich cis- und dyadischer Vorstellungen von Geschlecht betont. So auch Stritzke und Scaramuzza, die auf ähnliche Weise in ihrem Text »Trans*, Intersex, and the Question of Pregnancy: Beyond Repronormative Reproduction« (2016) argumentieren, dass trotz der zunehmenden Anerkennung trans*, inter* und gendernonkonformer Lebensweisen, binäre Vorstellungen von Geschlecht renaturalisiert werden, sobald es um Fortpflanzung geht:

»While heteronormativity as an institution has been critically examined and deconstructive conceptions hold ›that the categories of sex and gender are both socially constructed and have undergone conceptual changes over time‹ (Stritzke 2013: 126), binary gendered reproduction itself continues to be regarded as ›natural.« (Ebd.: 143)

Während Heteronormativität und die soziale Konstruiertheit von Geschlecht also mitunter im Rahmen kritischer Forschungsansätze als unumstrittene Konzepte verhandelt werden, bleibt Fortpflanzung diskursiv an die heterosexuelle Familieneinheit – und damit an cis und dyadische Geschlechtervorstellungen – gebunden (vgl. auch Love 2022: 45). Franke benennt diesbezüglich Fragen zu Fortpflanzung und Reproduktion als »sticky normative Questions«, die in ihrer vermeintlichen Selbstverständlichkeit – auch im Kontext feministischer Forschung – untererforscht geblieben sind (Franke 2001: 185f.). Ähnlich formulieren Wissenschaftler_innen in Hinblick auf queere Ansätze die Kritik, dass reproduktive Körper »unweigerlich« (Janssen 2016: 145) als weiblich oder männlich gelesen werden und die Vorstellung, »dass nur Frauen Kinder gebären können, und Männer nicht« (Weber 2018: 19), reproduziert wird (siehe 2.1, vgl. auch Spade 2011). Stritzke und Scaramuzza und andere Autor_innen stellen mit dem Konzept der Repronormativität eine Analyseperspektive vor, um jene tief verankerten und scheinbar nur schwer aufzudeckenden Naturalisierungsweisen von Geschlecht, nämlich in ihrer Koppelung an normative Vorstellungen von Reproduktivität, Fortpflanzung und Körperlichkeit, zu analysieren.³ Repronormativität setzt demnach analytisch daran an, binäre Zuweisungspraktiken von Geschlecht, Körperlichkeit und Reproduktivität

3 Die Politikwissenschaftlerin Anna L. Weissman geht beispielsweise darauf ein, wie die soziale Akzeptanz, die gleichgeschlechtlichen Ehen entgegengebracht wird, nicht auf Adoptionen oder Praktiken medizinisch assistierter Reproduktion von queeren Personen überzugehen scheint und argumentiert damit für die produktive Erweiterung

und damit einhergehende Naturalisierungsweisen zu entschlüsseln und sichtbar zu machen.⁴ Repronormativität kann daran anschließend als produktive Erweiterung des Konzepts der Heteronormativität verstanden werden, um die Funktionsweise und Wirksamkeit von gesellschaftlichen Normierungen in Hinblick auf Elternschaft und Geschlecht nuanciert zu untersuchen.

Anschließend an die theoretische Konzeptualisierungsweise von Heteronormativität als intersektionale Kategorie (vgl. Mesquita 2012), ist Repronormativität dabei immer auch als interdependent zu fassen: So sind Hierarchisierungen entlang von Staatsangehörigkeit, Klasse, Rassialisierung und Able-bodiedness für die Einteilung in ›legitime‹ und nicht- oder weniger intelligible reproduktive Praktiken, Elternschaften und Familien zentral (Love 2022: 44–45; vgl. 2.1; Weissman 2017). Beispielsweise sind gesellschaftlich etablierte Vorstellungen von Schwangerschaft und Geburt in Deutschland »stark mit dem Bild einer (weißen) cis Frau als ›idealer Mutter‹ verknüpft« (Nieder et al. 2022: 95), wodurch die normative Folie, von der ausgehend Reproduktivität, Familie und Kinship gesellschaftlich gerahmt werden, weder Schwarzen Personen oder People of Color, noch migrantisierten Personen einen positiv konnotierten Platz einräumt (ebd.; vgl. Schultz 2012). Katherine Franke hält dazu erweiternd fest, dass die Norm *weißen*, heterosexuellen, als ›gesund‹ gelesenen und in der Mittelklasse verorteten reproduktiven Handelns von weiblich gelesenen Subjekten dazu dient, lesbische, Schwarze, HIV-positive, *be_hinderte* oder unfuchtbare Frauen als Abweichung von der vermeintlich natürlichen Ordnung und als Bedrohung des normativen Ideals der heteronormativen Kleinfamilie zu konstruieren (Franke 2001: 197; vgl. Weissman 2017: 280).⁵ Repronormativität zielt entsprechend – ähnlich wie das Konzept der reproduktiven Gerechtigkeit (Ross 2017) – darauf, sich die gesellschaftlichen Bedin-

des Heteronormativitätsbegriffs mit dem Konzept der Repronormativität (Weissman 2017: 277).

- 4 So greifen Wissenschaftler_innen wie Stritzke und Scaramuzza, Karaian, Weber und Nieder et al. auf das Konzept der Repronormativität zurück, um die Normierung und den Ausschluss von trans* (Karaian 2013; Love 2022; Nieder et al. 2022; Stritzke/Scaramuzza 2016) und inter* (Stritzke/Scaramuzza 2016) Personen bzw. Elternschaften nachzugehen.
- 5 Jene Formen der Hierarchisierung haben insbesondere Wissenschaftler_innen an der Schnittstelle von Rassismus und Heteronormativität herausgearbeitet und als komplexe und intersektionale Formen der Regulierung analysiert (vgl. z.B. Hill Collins 2009). Zum deutschen Forschungskontext siehe insbesondere Perspektiven aus dem Feld der kritischen Migrations- und Demografieforschung, z.B. Schultz (2012, 2022).

gungen zu vergegenwärtigen, durch die bestimmte reproduktive Praktiken, Formen von Elternschaft und Familienbildungsprozesse legitimiert oder gefördert werden, während andere unter Druck gesetzt oder gehindert werden, beispielsweise indem sie ins Visier staatlicher Sanktionen geraten oder sich als Familie beweisen müssen (Nieder et al. 2022: 95). Um die ermöglichenden wie auch verunmöglichenden Bedingungen von trans* Elternschaften nicht im Sinne vereinfachender Generalisierungen oder einer eindimensionalen Analyse zu bearbeiten, ist es demnach wichtig, (unmarkierte) Normkonstruktionen zu denaturalisieren und diese in ihren intersektionalen Verschränkungen auszubuchstabieren (Love 2022: 47). Das heißt beispielsweise heteropatriarchale, rassistisch-eugenische, klassistische und ableistische Logiken in ihrer Verschränktheit mit cisnormativen, binärgeschlechtlichen Logiken zu untersuchen, aber auch vereinfachende Grenzziehungen zwischen ›der Norm‹ und einem vermeintlich eindeutigen ›Außen‹ zu umgehen. Denn: Bei der Analyse komplexer gesellschaftlicher Prozesse, wie der Anerkennung von diversen Elternschaften oder der Retraditionalisierung von Familie, bergen solche Vereinfachungen das Risiko, die Komplexität von gesellschaftlichen Phänomenen und Lebensrealitäten zu simplifizieren.⁶ Vor diesem Hintergrund nehme ich auf theoretische Konzeptualisierungen von flexiblen Normalisierungsprozessen Bezug, die in Kontinuität zu Foucault (2006) die Flexibilität und Ambivalenz von Ein- und Ausschlüssen an der Schnittstelle von Elternschaft, Familie, Heteronormativität und Geschlecht herausstellen (vgl. Engel 2002; Mesquita 2011, 2012; Nay 2017). So stellt Mesquita u.a. bezugnehmend auf Engel heraus,

»dass Heteronormativität eben nicht (mehr) ausschließlich entlang binärer Ausschlussmechanismen und universeller Geltungsansprüche operiert. Im Gegenteil: Während Normalisierungsmechanismen durchaus ausschließende Effekte haben können, kann Heteronormativität auch einschließend – im Sinne von normalisierend – wirken.« (Mesquita 2012: 51–52)

Als Tool zur Analyse von (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens jenseits von Cisnormativität geht es mir mit dem Bezug auf die Gleichzeitig-

6 Stritzke und Scaramuzza (2016) etwa sprechen in Bezug auf Schwangerschaften von »nicht-normativen« Varianten und »nicht-repronormativen Menschen« (S. 150, Übers. J.S.). Dies suggeriert beispielsweise eine klare Gegensatzbildung zwischen Norm und Nicht-Norm. Demgegenüber geht es mir in der vorliegenden Arbeit darum, ein komplexeres (und relationales) Verständnis von Normativität zu betonen (vgl. Mesquita 2012).

keit aus- und einschließender Effekte darum, Ambivalenzen der Verfestigung und Destabilisierung heteronormativer und intersektionaler Machtverhältnisse zu untersuchen und Repronormativität um den Aspekt der Normalisierung zu schärfen bzw. zu erweitern.⁷ Dies bedeutet, Repronormativität und damit einhergehende Ein- und Ausschlüsse gerade nicht als rigide Norm, sondern im Sinne flexibler und ambivalenter Dynamiken zu konzeptualisieren (vgl. Mesquita 2011, 2012). Mit diesem Verständnis wird ermöglicht, differenzierte Analysen von Überschneidungen und Querverbindungen, aber auch von unterschiedlichen Facetten von Normativität und Normalisierung rund um Elternschaft, Reproduktion und Familie zu entwickeln.

3.2 Zur neomaterialistischen Perspektivierung und dem Apparatbegriff Barads

Der New Materialism bezeichnet eine heterogene theoretische Strömung, die Materialität und die Konstituierung von Wirklichkeit neu zu verorten sucht. Theoretiker_innen, die sich dem New Materialism zuordnen, beziehen sich in einer anerkennenden sowie auch kritischen Auseinandersetzung auf post-strukturalistische, konstruktivistische und dekonstruktivistische Ansätze, die eine wichtige Grundlage bilden, um deterministische, essentialistische und binäre Denk- und Analyserahmen zu durchbrechen. Die kritische Weiterentwicklung obengenannter Ansätze bezieht sich darauf, soziale und diskursive Phänomene in ihrer Verstrickung mit materiellen Gegebenheiten zu theoretisieren, was vielfach, so die Kritik, untertheoretisiert sei (Alaimo/Hekman 2008; Coole/Frost 2010a; Lykke 2010). Fundamental dabei ist der Impuls, über anthropozentristische, also mensch-zentrierte Denkweisen hinauszugehen und menschliche Akteur_innen, sowie ihr Handeln in ihrem ›Entanglement‹ mit vielfältigen Umwelten – und eben auch Materialität – zu konzeptualisieren. ›Neu‹ ist beim neuen Materialismus dabei nicht die Frage der Materialität an sich, sondern vielmehr ist damit eine Verortung als theoretische Strömung

7 Anhand von Beschränkungen zur Inanspruchnahme von reproduktionsmedizinischen Maßnahmen kann die Notwendigkeit eines solchen differenzierten Ansatzes veranschaulicht werden: So gelten manche Zugangsbeschränkungen zum einen für trans* und queere Paare, andererseits aber auch für manche cis heterosexuelle Paare. So müssen bestimmte medizinische Diagnosen nachgewiesen werden und der Anspruch ist zumeist an Ehe und an Alter gekoppelt (Ediger et al. 2021b; Weissman 2017: 287).

gemeint. Verbunden mit dem ›material turn‹, geht es in neomaterialistischen Ansätzen also darum, im Lichte des Poststrukturalismus Materialität zu redefinieren. Zentral dabei ist das Vorhaben, Wirkungsweisen von Macht zu theoretisieren, ohne dabei die Materialität von Materie aus dem Blick zu verlieren. Die Verortung als theoretische Strömung liegt demnach darin begründet, sich von einem linguistischen Paradigma des Poststrukturalismus abzugrenzen. Dies wird aus einer Kritik an humanistischen Traditionen und deren Dualismen reproduzierende Denkweisen begründet: Natur-Kultur, Sozialität-Materialität, Subjekt und Objekt stellen Binarismen dar, die vielfach Macht- und Herrschaftsverhältnisse in der Gesellschaft strukturieren und legitimieren. Zu Ende gedacht, stellt die Vorstellung von passiver Materie auf der einen und aktiver Sozialität (oder sozialer Einschreibung) auf der anderen Seite ebenso einen fundamentalen Dualismus dar, der westliche, humanistische Denkweisen zutiefst prägt. Neomaterialistische Ansätze streben demgegenüber an, aufzuzeigen, wie jene als binär gedachten Entitäten bereits immer schon aufeinander verweisen, miteinander verflochten sind und wichtigerweise auch anders gedacht werden können. Ansätzen, die unter dem Stichwort des New Materialism verortet werden, geht es darum, das Denken in dualistischen Strukturen mit der Konzeptualisierung von ›soziomateriellen‹ oder ›natürlichkulturellen‹ Verstrickungen zu ersetzen (Dolphijn/van der Tuin 2012; Haraway 2008; Haraway 2016). Einen wichtigen Beitrag zu dieser theoretischen Arbeit an der Infragestellung von Dualismen haben feministische Wissenschaftler_innen geleistet, die insbesondere in der Theoretisierung von Körperlichkeit Beziehungen zwischen Körpern und Macht herausgearbeitet und Konzeptualisierungen des Subjekts als ›embodied‹ und ›embedded‹, also verkörpert und verortet, vorangetrieben haben (Braidotti 2011).⁸

Das Werk Karen Barads stellt in diesem Zusammenhang disziplinenübergreifend einen wichtigen Bezug für die Theoretisierung der Relationalität sozialer und materieller, darunter auch körperlicher Phänomene dar. Barads theoretisches Framework des ›Agential Realism‹ bildet dabei einen wichtigen Bestandteil der Akzentverschiebung von epistemologischen zu ontologischen

8 (Queer-)Feministische Theoretiker_innen stellen daran anschließend Theoretisierungen von »embeddedness and embodiedness« (Braidotti in Dolphijn/van der Tuin 2012) nicht zuletzt in Hinblick auf das Ziel heraus, zur Bildung »situierter Epistemologien« (Haraway 1991b) beizutragen, Alternativen zu denken, Wissen zu rekonfigurieren und nicht zuletzt zu Veränderung beizutragen.

Fragen und folgt zugleich einem explizit macht- und queertheoretisch inspirierten Interesse. Barad greift dabei auf die Arbeiten von Nils Bohr, Emmanuel Levinas, Michel Foucault und Judith Butler zurück, um diese einer »diffraktiven« (Barad 2007: 29) Lektüre zu unterziehen. Dabei bezieht sich Barad auf den Apparatbegriff Bohrs, um diesen zu erweitern. Bohr gründet sein Konzept des Apparats auf ein Verständnis des Phänomens, welches explizit nicht nur den Gegenstand der jeweiligen Untersuchung umfasst, sondern die messenden Agentien in ihrer Untrennbarkeit mit dem Gegenstand mitdenkt (Barad 2012a: 19). Gegenüber Bohr, der in Barads Lesart Apparate mehr oder weniger als abgeschlossene Laboreinrichtungen fasst, geht Barad über die von Bohr betrachtete Quantenebene hinaus, um ein Verständnis der (alltäglichen) Welt zu entwickeln, das immer zugleich physisch und soziokulturell kontextabhängig ist. »Gegenstände« sind demnach immer auch Teil des »Kontextes«, was immer auch das Handeln der Beobachtenden bzw. Forschenden sowie multiple weitere Elemente bei der Produktion von Welt beinhaltet. Daran anschließend stellen Apparate mit Barad erweiterbare Praktiken dar, die das Reale erst hervorbringen, wobei die Grenzen des Apparats »keineswegs eindeutig und fest umrissen« sind (Hoppe/Lemke 2015: 265). Barad bekommt dadurch die konstitutive Verwobenheit von Erkenntnispraktiken und Materialisierungen in den Blick.

Für die Konzeptualisierung des Apparats als machttheoretisches Werkzeug stellt Barad die Frage nach den »boundary-drawing practices« (Barad 2007: 115ff.), also den grenzziehenden Praktiken, die Entitäten und deren Relationen zueinander innerhalb eines spezifischen Phänomens erst hervorbringen, anstatt von vorgängig existierenden Entitäten auszugehen (vgl. Meißner 2017: 5). Mit diesem Verständnis stellen Phänomene nicht nur die erkenntnistheoretische Unzertrennlichkeit von Beobachtendem und Beobachtetem dar; »vielmehr sind Phänomene die ontologische Unzertrennlichkeit/Verschränkung intraagierender »Agentien« (agencies)« (Barad 2012a: 19 Hervorh. i. Orig.). Barads Verständnis des Phänomens ist deswegen zentral, da es den Blick auf fundamentale ontologische Entitäten mit festen Grenzen und Eigenschaften erweitert und stattdessen ermöglicht, dynamische »entanglements« (Barad 2003b: 818) anstelle von »Dingen« oder Erkenntnissubjekten als primären Untersuchungsgegenstand zu definieren (vgl. Hoppe/Lemke 2015: 263). Welche Entitäten und Körper wie bzw. durch welche Grenzziehungspraktiken hervorgebracht werden, stellt auch für meine analytische Perspektive einen bedeutenden Schlüssel dar, um Macht auf eine Weise zu untersuchen, die an neuen Untersuchungsfragen und rekonfigurierten Verantwortungsdi-

mensionen interessiert ist (ebd.; Völker 2022). Bezugnehmend auf Foucaults Verständnis des Dispositifs, welches im Englischen als ›apparatus‹ übersetzt wird, geht es Barad um eine prozessuale Weise der Organisation von Macht, die die Heterogenität multipler materieller und nicht-materieller Elemente umfasst.⁹ Barad hebt dabei mit Bezug auf Foucault hervor, dass das, was das Dispositif bzw. die Macht ausmacht, das System oder Netzwerk ist, das jene multiplen Elemente miteinander verbindet, sie voneinander trennt und die Verteilung von Macht und Wissen bestimmt.¹⁰ Barad fasst gemäß jener posthumanistischen Lesart den Begriff des Apparats als eine materiell-diskursive Praxis und ein dynamisches Entanglement, das Ein- und Ausschlüsse vollzieht:

»[A]pparatuses are the material conditions of possibility and impossibility of mattering; they enact what matters and what is excluded from mattering.«
(Barad 2007: 148)

In Barads machttheoretisch inspiriertem Begriff des Apparats ist dabei das Konzept der ›Intraaktion‹ inhärent: Im Gegensatz zur *Interaktion*, die die vorgängige Existenz unabhängiger Entitäten oder Relata voraussetzt, stellt der Begriff der Intraaktion eine tiefgründige begriffliche Verschiebung dar (Barad 2012a: 19). Anstatt von der Verwobenheit vorgängig existierender, unterschiedlicher Entitäten auszugehen, fragt Barad vielmehr nach den Relationen, die diese als getrennt voneinander konstruieren. Barad konzeptualisiert dabei »boundary-drawing practices« (Barad 2007: 140), durch die sich Prozesse der Materialisierung (erst) vollziehen und – auf machtvollen Weise – bestimmen, »how and what matter comes to matter« (Nikolić 2018).

Dabei ist die Konzeptualisierung des intraaktiven ›agentiellen Schnitts‹ (Barad 2012a: 34) entscheidend für Barads Verständnis der Hervorbringung von Entitäten, die hierdurch Grenzen, Eigenschaften und Bedeutung erhalten.

9 In seiner Definition des Dispositifs fasst Foucault diesen als »thoroughly heterogeneous ensemble consisting of discourses, institutions, architectural forms, regulatory decisions, laws, administrative measures, scientific statements, philosophical, moral and philanthropic propositions – in short, the said as much as the unsaid. Such are the elements of the apparatus. The apparatus itself is the system of relations that can be established between these elements« (Foucault 1980: 194).

10 Ähnlich liest Gilles Deleuze Foucaults dispositif/apparatus als etwas, das sich aus »multilinearen Ensembles« konstituiert (Deleuze 1992: 159).

Dies heißt, dass auch Grenzen zwischen Menschen und Nicht-Menschen, zwischen Kultur und Natur, sowie auch beispielsweise zwischen der Wissenschaft und dem Gesellschaftlichen erst durch intraaktive Praktiken hervorgebracht werden (ebd.: 21). Mit Barad formuliert, werden jene Grenzen und Entitäten durch »komplexe Handlungsintraaktionen mehrerer materiell-diskursiver Praktiken oder Apparate der Produktion von Körpern hervorgebracht« (ebd.: 20–21). Barads Verständnis »materiell-diskursiver Praktiken« (ebd.: 32) gründet dabei auf das Foucault'sche Konzept diskursiver Praktiken, welches einer kritischen Revision unterzogen wird. Dabei hebt Barad die Bedeutung eines Foucault'schen relationalen und produktiven Machtverständnisses hervor (Barad 2003b: 819). Den damit eng verbundenen Diskursbegriff Foucaults erweitert Barad dahingehend, das konkrete Verhältnis von diskursiven Praktiken und materiellen Phänomenen zu explizieren und die Produktivität der Macht explizit(er) auf Materialität zu beziehen (Barad 2007: 200). Barad kritisiert, dass die Produktivität der Macht letztendlich im Foucault'schen Sinne, einschließlich in den einschlägigen Rezeptionen Foucaults (siehe z.B. Butler 1997a), auf das Soziale reduziert wird. Demgegenüber zielt Barads theoretische Weiterentwicklung darauf, über ein Verständnis von Materie hinauszugehen, das dieses als passiv voraussetzt. So werden Barad zufolge in den Arbeiten Foucaults oder Butlers durch das darin inhärente Verständnis, dass Diskurse sich in erster Linie auf Materie einschreiben, letztendlich die Grenzen zwischen Natur und Kultur als dauerhaft und stabil vorausgesetzt. Hierdurch, so Barad, können die komplexen Beziehungen, die jene Dichotomien überhaupt erst hervorbringen, nicht in den Blick geraten (Barad 2003b: 819).¹¹ Damit lässt Barad »die humanistische Prämisse und die Beschränkung der Analyse auf den Bereich des Sozialen hinter sich« (Hoppe/Lemke 2015: 264) und theoretisiert, wie nicht nur soziale, sondern auch materielle Gegebenheiten hervorgebracht werden. Barads Konzeptionalisierung verbindet dabei das Diskursive und das Materielle auf eine Weise, die keines von beiden privilegiert. Materie verweist in intraaktiver Perspektive weniger auf eine feste Substanz oder stabile Realität, sondern vielmehr auf eine fluide, kontingente Basis, die dauernd (re-)konfiguriert wird.

Ausgehend von meinem Interesse an der Erkundung von Praktiken des Elternwerdens von trans* und nichtbinären Personen, verstehe ich anknüpfend an Hannah Meißner das theoretische Potenzial von Barads Perspektive darin,

11 Für eine kritische Auseinandersetzung zu Barads Kritik an Butler siehe Gregor (2020).

dass Binaritäten »nicht einfach für ungültig oder überwunden erklärt« werden, sondern stattdessen die Frage »nach den spezifischen Modalitäten und Effekten von Grenzziehung«, die Dichotomien überhaupt erst hervorbringen, gestellt wird (Meißner 2017: 8).¹² Die explizite Thematisierung des Begriffs des Körpers stellt dabei einen wichtigen Bestandteil von Barads agentiellem Realismus dar, der auch für meine theoretische Perspektive zentral ist: So werden Grenzen innerhalb und zwischen Körpern erst durch agentielle Schnitte hervorgebracht, also dadurch, dass spezifische Demarkationslinien gezogen werden, die Körper (und andere Entitäten) als getrennt hervorbringen. In anderen Worten geben die agentiellen Schnitte Körpern erst ihre Gestalt – bedingen darüber hinaus aber auch ihre Transformation; ein Aspekt, der unter anderem für die Theoretisierung von Körperlichkeit in den Trans Studies herangezogen wird (Garner 2014: 31; vgl. Goetzke 2022). Apparate der Produktion von Körpern können also im Sinne einer Praxis verstanden werden, durch die beispielsweise das Politische, das Biologische, das Ökonomische und das Technologische ineinander übergehen und *dadurch* spezifisch rekonfigurierte Körper hervorbringen. Barad fasst daran anschließend mit Bezug auf Donna Haraway die Welt als einen »dynamische[n] Prozeß von Intraaktivität und Materialisierung, durch die [die] Inkraftsetzung bestimmter kausaler Strukturen mit bestimmten Grenzen, Eigenschaften, Bedeutungen und Muster von Markierungen auf Körpern [vollzogen wird]« (Barad 2012a: 21; vgl. Haraway 1994). Körperliche Materialität stellt mit Barad anstelle von einem stabilen oder schlicht »gegebenen« Endprodukt vielmehr einen Prozess dar, der mit apparatförmigen, grenzziehenden materiell-diskursiven Praktiken verstrickt ist und durch den sie erst Bedeutung erlangt (Barla 2013).

»Statt die Idee einer ›Materialität an sich‹ (Bennett 2004) zu verfolgen, wird hier ein Produktionsprozess fokussiert, der von anderen Körpern abhängig ist und sich in situierbaren und analytisch rekonstruierbaren Verbindungen mit anderen Körpern materialisiert.« (Hoppe/Lemke 2015: 274)

Wie Hoppe und Lemke auf den Punkt bringen, liegt ein – auch für meine Lesart – entscheidendes Potenzial von Barads Konzeptualisierung von Körperlichkeit bzw. Apparaten der Produktion von Körpern in der relationalen Analytik menschlicher (und nicht-menschlicher) Entitäten, um so »die

12 Dies stellt für Barad und auch in der Rezeption Meißners eine analytische, zugleich aber auch politische und ethische Frage dar (Meißner 2017: 8).

Kategorien von Subjektivität, Handlungsfähigkeit und Kausalität neu zu konzeptualisieren« (ebd.). So formuliert Barad ein Verständnis von ›Agency‹, das die Prozesshaftigkeit und Relationalität dieser berücksichtigt:

»This dynamism is agency. Agency is not an attribute but the ongoing reconfigurings of the world.« (Barad 2003b: 818)

Entsprechend versteht Barad im herkömmlichen Sinne verstandene Entitäten – darunter auch Materie, materielle Körper und körperliche Prozesse – im Sinne einer Tätigkeit, die sich stets im intraaktiven Werden befindet, beziehungsweise in anderen Worten, als eine »Gerinnung von Tätigsein« (Barad 2012a: 40). Barad greift dabei Butlers Performativitätstheorie kritisch auf und konzipiert anstelle einer iterativen Zitation (Butler 1997b), eine intraaktive Relation (Barad 2003b, 2012a: 98). Barad betont damit, dass Handlungsmacht sich niemals nur auf Resignifikationspraktiken beschränkt, sondern vielmehr ein »enactment of iterative changes to particular practices through the dynamics of intraactivity« (Barad 2003b: 827) umfasst. ›Agency‹ stellt damit weniger eine attributive Eigenschaft von einzelnen Akteur_innen, sondern vielmehr einen Prozess, in den auch Dinge (wie bspw. Technologien oder Medien) involviert sind, also etwas *Verteiltes* dar.

Der analytische Vorzug einer solchen »intraaktiven Wende« (Hoppe/Lemke 2015: 264) liegt Barad zufolge darin, Transformationsprozesse analytisch einzuholen, ohne diese beispielsweise allein in Irritationen der Zitation von Normen zu begründen, sondern in ihrer komplexen Soziomaterialität zu fassen. Damit schließt Barads theoretisches Werk an die Frage nach anderen Zukünften und an das vielfach in unterschiedlichen neomaterialistischen und queertheoretischen Ansätzen verwendete Konzept des ›becoming‹ an. Becoming verweist mit Barad gedacht auf einen fortlaufenden, relationalen Prozess der Rekonfiguration, der multiple Möglichkeiten von Werdensprozessen umfasst:

»No matter what happens there are possibilities for becoming through different reconfigurings of what is yet to unfold.« (vgl. Barad 2007: 182; Cassar 2017)

Jene Logik des Werdens haben insbesondere (queer)feministische Theoretiker_innen und Wissenschaftler_innen aus den Feldern der Queer und Trans Studies produktiv gemacht, um vereinfachenden Essentialismen Analysen

entgegenzusetzen, die Hybriditäten und veränderliche Vergeschlechtlichungs- und Verkörperungsweisen aufzeigen (siehe z.B. Braidotti 2013; Preciado 2016; Stryker et al. 2008). Diese eröffnen Möglichkeiten (körperbezogene) Materialitäten im Sinne einer »fleshier queer theory« (Gregor 2016) in den Blick zu nehmen, ohne biologisierende Vereinfachungen zu reproduzieren. Entscheidend ist dabei, binären Vereinfachungen des Sozialen und Materiellen wie auch des Möglichen und Unmöglichen zu widerstehen (MacLure 2013). Gerade für eine trans*affirmative und machtanalytische Perspektive auf Elternwerdensprozesse ist dies produktiv (Stoll 2020). Denn Elternwerden und Verwandtschaftmachen ist etwas, das sich nicht ohne weiteres in vereinfachende Kategorien fügen lässt (Stoll 2021a: 158f.). In anderen Worten: »very rarely does anything really [or simply] get reproduced; what's going on is much more polymorphous than that« (Haraway 2004).

3.3 Repronormative Apparate als theoretisches Tool zur Untersuchung von Praktiken des Elternwerdens

Mit der Bezugnahme auf das Konzept der Repronormativität geht es mir darum, den in 2.1 herausgestellten Fallstricken der (erneuten) Naturalisierung bzw. Reproduktion cisnormativer Annahmen auf einer konzeptionellen Ebene zu begegnen. Das durch Stritzke und Scaramuzza formulierte Verständnis von Repronormativität (3.1) ziehe ich demnach heran, um normative und binäre Koppelungen von Körper und Geschlecht theoretisch zu fassen. Als Tool zur Analyse der (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens geht es mir mit diesem Bezug darum, der Machtförmigkeit normativer Ein- und Ausschlüsse in Hinblick auf trans* Elternschaft nachzugehen. Um Repronormativität dabei jedoch auch in ihrer Beweglichkeit, Flexibilität und Ambivalenz zu untersuchen, schärfe ich das Konzept der Repronormativität beziehungsweise auf Mesquita (2012) dahingehend, auch ambivalente Dynamiken der Normalisierung zu konzeptualisieren. Repronormativität und Repronormalisierung greife ich demnach als theoretische Tools auf, um komplexe intersektionale Machtverhältnisse und damit einhergehende Ein- und Ausschlüsse zu untersuchen und um unterschiedliche Facetten von Normativität und Normalisierung in Hinblick auf Elternschaft, Reproduktion und Familie zu fassen.

Mit der in 3.2 skizzierten neomaterialistischen Perspektive setze ich an dieser Stelle an, um jene vielfältigen, unter anderem sozialen, rechtlichen, ma-

teriellen und diskursiven Aspekte in den Blick zu nehmen, die Praktiken des Elternwerdens von trans* und nichtbinären Personen sowie daran anschließend deren Handlungsfähigkeit mit-bedingen. Dieses Anliegen resultiert aus der Motivation heraus, die Lebensbedingungen, Erfahrungen und Perspektiven von Menschen, die jenseits cisnormativer Modelle Eltern werden (wollen) in ihrer Komplexität, Vielschichtigkeit und Heterogenität zu betrachten und die (Un-)Möglichkeitsbedingungen des Elternwerdens aus einer praxisorientierten Perspektive einzuholen. So lässt sich der ›Erfolg‹ oder das ›Scheitern‹ des Versuchs, Eltern im Kontext einer heteropatriarchal und geschlechterbinär strukturierten Gesellschaft zu werden, nicht schlicht auf einzelne Körper oder Körperfunktionen einzelner Personen zurückführen, sondern vielmehr auf vielfältige Dinge, die *in ihrem Zusammenspiel* wirkmächtig werden, wie etwa (Adoptions-)Gesetze, der Zugang zu Gesundheitsversorgung und Community-Strukturen (Stoll 2021a: 164f.). Barads Konzeptualisierung apparatförmiger, grenzziehender Praktiken stellt daran anschließend eine vielversprechende Anschlussstelle dafür bereit, die machtvolle Enaktierung von (nicht-)intelligibler Elternschaft in Verschränkung mit normativen Konfigurationen von Geschlecht zu untersuchen, ohne dabei das Handeln von Menschen in einem verengten Sinne auf individuelle Handlungsfähigkeit zu beschränken. Barads Verständnis des Apparats ermöglicht es, über ein individualisiertes Verständnis (verkörperten) Handelns hinauszugehen und Praktiken der Differenzierung radikal in die soziale wie materielle Verfasstheit von Gesellschaft zu verorten. Die Frage *wie* dies geschieht stellt daran anschließend einen produktiven Anschlusspunkt dafür bereit, um zu untersuchen, wie unterschiedliche menschliche und nicht-menschliche Akteur_innen an den wirklichkeitskonstituierenden und -verändernden Intraaktionen im Rahmen von Elternwerdensprozessen teilhaben.

Mit der Zusammenführung der in 3.1 und 3.2 skizzierten theoretischen Perspektiven geht es mir darum, Repronormativität als analytisches Tool machtanalytisch und neomaterialistisch zu reformulieren. Jene Analyseperspektive schließt einerseits an Ansätze aus dem Bereich der Feminist Science & Technology Studies an, die Phänomene rund um Reproduktivität und Familie jenseits individualisierender Perspektiven im Sinne eines Zusammenspiels unterschiedlicher u.a. sozialer, materieller und diskursiver Elemente und unter der Beteiligung multipler Akteur_innen untersuchen (Dionisius 2021b; Mamo 2008; Säger 2020; Thompson 2005). Andererseits inspirieren mich Arbeiten, die aus soziologischer Perspektive das theoretische Instrumentarium Barads aufgreifen, um Gesellschaft und gesellschaftliche Institutionen zu

analysieren (Fox/Alldred 2014; Kazimierczak 2018; Schadler 2013). Insbesondere sind für mich Arbeiten aus dem Feld der Queer, Inter und Trans Studies zentral, die Bezugnehmend auf Barad postanthropozentrische Analysen von Geschlecht im Sinne einer intersektionalen, machtdurchwobenen und stets in Veränderung begriffenen Kategorie untersuchen, ohne diese zu individualisieren oder zu (re-)essentialisieren (vgl. Goetzke 2022; Gregor 2020; Mader 2023; van Midde 2016).

Eine entsprechend informierte Perspektive auf Praktiken des Elternwerdens soll ermöglichen, die vielen verschiedenen Aspekte oder »Kräfte« (Barla 2013), durch die Repronormativität an der Schnittstelle von trans* Sein und Elternwerden reproduziert wird, analytisch einzuholen und in ihrer Soziomaterialität machtanalytisch zu untersuchen. Mit Barads Apparat und dem Konzept der Repronormativität begeben sich demnach auf eine kritische Suchbewegung nach jenen Anordnungen, Verflechtungen und Verweisungszusammenhängen, die auf spezifische Weise im Rahmen von Prozessen des Elternwerdens relevant (gemacht) werden und wie diese nicht zuletzt auch *anders* hervorgebracht werden können.